

Lofanga oder die Kultur des Teilens

Autor(en): **Dieffenbacher, Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): - **(2000)**

Heft 45

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-967666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lofanga

oder die Kultur des Teilens

VON CHRISTOPH DIEFFENBACHER
FOTOS KEYSTONE UND ANDREA BENDER

Die Fischer einer kleinen Südseeinsel müssen einen Teil ihrer Fänge an die übrige Bevölkerung abgeben. Anders als in den Korallenriffen der Nachbarinsel sind hier die Fischbestände noch intakt. St. Galler Ökonomen erforschen, wie sich gesellschaftliche Regeln auf den Umgang mit der Umwelt auswirken.

Papageien- und Doktorfische, Zackenbarsche, Schnapper und Meeräschen zappeln im Netz – um die südpazifische Insel Lofanga im Königreich Tonga gibt es Fisch im Überfluss. Die Fischer hier kennen ein Abgabesystem, das gleichzeitig als Sozialversicherung, Nachbarschaftshilfe und Ökosteuer wirkt: Wer mehr fängt, als er verbraucht, muss seinen Fang mit anderen teilen, zum Beispiel mit alten und kranken Bewohnern oder Fischern, die weniger Glück hatten. Täglich liefern die Fischer etwa einen Drittel ihres Ertrags ab – Renten in Form von frischen Nahrungsmitteln. Weil sich grosse Fänge nicht lohnen, gehen sie mit der natürlichen Ressource sparsam um. Und nur ausnahmsweise, wenn sie einmal Geld für Benzin oder Schulen brauchen, dürfen die Männer ihren Fisch an einem Marktstand verkaufen.

Völlig anders – und ähnlich wie in den Industriestaaten – wirtschaften die Fischer

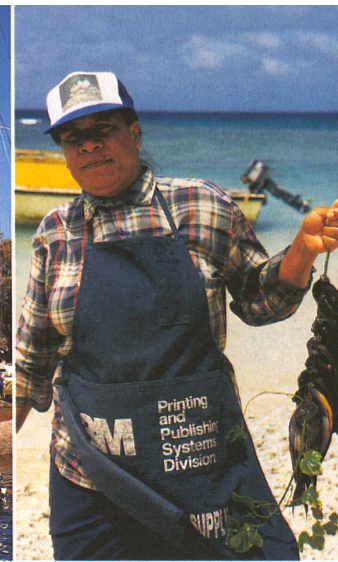
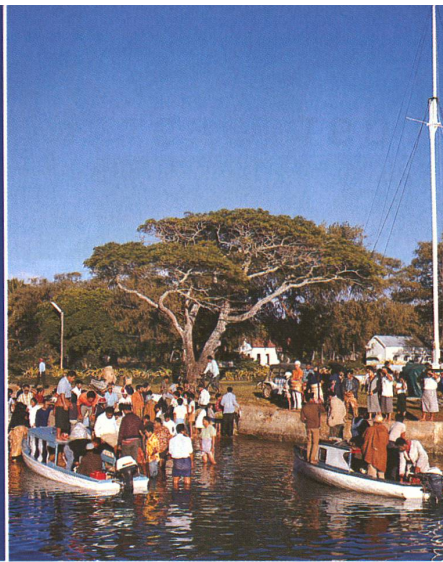
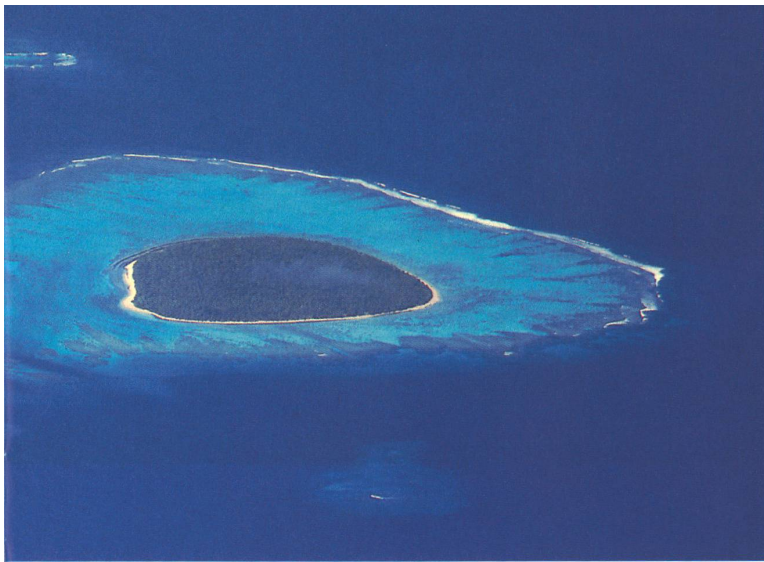
der etwas grösseren Nachbarinsel 'Uiha: Sie bringen einen Grossteil ihrer Fänge auf den Markt und mancher legt das eingenommene Geld für die eigene Alters- und Krankheitsvorsorge auf einer Bank an. Damit sind sie motiviert, mehr Fische zu fangen, als sie und ihre Familien essen können. Folge: Die Fischgründe bei 'Uiha sind heute nahezu erschöpft.

E-Mails in die Südsee

Untersucht wurden die Strategien der Südseefischer in einem innovativen deutsch-schweizerischen Forschungsprojekt, das von Beginn an interdisziplinär angelegt war. Noch während ihrer Feldstudien tauschte sich die deutsche Ethnologin Andrea Bender per E-Mail mit St. Galler Wirtschaftswissenschaftlern aus, die laufend neue Fragen und Hypothesen zur Fischerei in Tonga formulierten. Dazu entwickelten

Psychologen in Freiburg i.Br. ein experimentelles Umweltkonfliktspiel; dieses zeigte, dass Ressourcen nachhaltiger genutzt werden, wenn sich die Beteiligten gegenseitig kontrollieren und sanktionieren können.

Eine «Kultur des Teilens» nennen die Forscher am Institut für Wirtschaft und Ökologie der Universität St. Gallen um Prof. Ernst Mohr das traditionelle Abgabesystem, das zu einem schonenden Umgang mit der Ressource «Fisch» führt: Wer sich darauf verlassen kann, im Notfall von seinen Nachbarn Fisch zu bekommen, hält seine Anstrengungen niedrig – die Fischerboote von Lofanga fahren nur alle zwei bis drei Tage aus, jene von 'Uiha fünfmal die Woche. Und wenn sich alle weniger anstrengen, wird die Ressource weniger intensiv genutzt und ihr Bestand ist gesichert.



Ob man überzählige Fische auf dem Markt verkauft (Bild Mitte) oder mit anderen teilt, wirkt sich auf die Fischbestände im Königreich Tonga aus.

Ökosteuer – längst bekannt

Neben dem ökologischen Nutzen trägt das Teilen auch zum Risikoausgleich zwischen den Fischern und zu einer gleichmässigeren Einkommensverteilung bei. Auch bei uns haben sich gesellschaftliche Regeln des Teilens erhalten, etwa in der progressiven Einkommenssteuer oder in einem manchenorts bis vor wenigen Jahrzehnten gepflegten ländlichen Brauch: Wenn ein Schwein geschlachtet wird, bekommt jeder im Dorf ein Stück davon ab.

In einem ersten Schritt interpretierten die St. Galler Wirtschaftswissenschaftler das Abgabesystem von Lofanga als Ökosteuer. «Was wir heute diskutieren, ist in vielen traditionellen Gesellschaften in Afrika, Asien und Ozeanien seit Jahrhunderten

bekannt», sagt Projektmitarbeiter Wolfram Kägi; auch die Fischer von 'Uiha mussten ihren Fischfang früher teilen. Und historisch spreche vieles dafür, dass eine Ökosteuer zu mehr Wohlfahrt für alle führt, ergänzt sein Kollege Rabindra Chakraborty. Wichtig sei dabei die Zeitspanne zwischen der Einführung und den Auswirkungen einer Abgabe (siehe Kasten). Regeln des Teilens könnten, so die Forscher, die Entwicklung einer Gesellschaft aber auch hemmen, indem sie etwa den sozialen Istzustand festigen oder technische Innovationen verhindern würden.

Verblüffende Parallelen

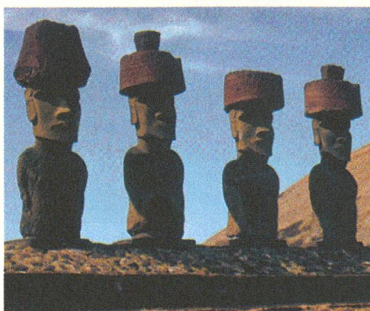
Klar, dass sich das effiziente Abgabesystem der Südseefischer nicht einfach auf die viel

komplexer funktionierenden Industrieländer übertragen lässt. An Stelle der direkten Sozialkontrolle auf Lofanga bringen Ökosteuern bei uns hohe Verwaltungskosten für Kontrolle und Verteilung mit sich. Doch die Effekte, so die verblüffende Einsicht der Wirtschaftswissenschaftler, sind hier wie dort ähnlich. «Die zentrale Frage ist», sagt Chakraborty, «wie eine Gesellschaft kulturelle Regeln und ökonomische Anreizsysteme für einen sparsamen Umgang mit natürlichen Ressourcen schaffen kann.» In St. Gallen will man die Kultur des Teilens in verschiedenen anderen Gesellschaften weiter untersuchen und dem Problem auch theoretisch nachgehen – fernab von der tropischen Koralleninsel Lofanga mit ihrer reichhaltigen Fischwelt. ■

OSTERINSEL

Niedergang nach Holzübernutzung

Universität St. Gallen



Letzte Zeugnisse einer Hochkultur.

Wie ein nichtschonender Ressourcenumgang zum Kollaps einer Hochkultur führen kann, zeigt ein bekanntes Beispiel: die Osterinsel im Südostpazifik, berühmt wegen ihrer riesigen, rätselhaften Steinskulpturen. Nach der Besiedlung um 400 n.C. erreichte die Insel um 1200 einen Bevölkerungshöchststand; darauf kam es zu einem drastischen Niedergang. Grund: Die Verknappung einer bestimmten Palmenart, deren Holz zum Schiffbau verwendet wurde, hatte zu einem Zusammenbruch von Landwirtschaft und Fischfang und damit zur ökonomischen Talfahrt geführt.

In einer Simulationsrechnung hat Rabindra Chakraborty vom St. Galler Institut für Wirtschaft und Ökologie untersucht, wie eine Ökosteuer den Niedergang der Osterinsel-Kultur hätte abwenden können. Nur mit einer relativ hohen Abgabe von 50% des Ertrags wäre eine langfristige Stabilisierung der Bevölkerungszahl erreicht worden, lautet sein Fazit. Diese Ökosteuer hätte aber bereits um 850 eingeführt werden müssen – ganze dreieinhalb Jahrhunderte vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch.